



Joachim Werz | Tübingen

geb. 1990 in Saulgau, Studium der kath. Theologie und Geschichtswissenschaft an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

joachim.werz@gmx.net

Wir ziehen vor die Tore der Stadt

Sakraltopographien im 21. Jahrhundert

Kathedralen, Kirchen und Klöster prägen seit Jahrhunderten die Stadtbilder Europas. Sie repräsentieren bis heute die Rolle des christlichen Glaubens in der Geschichte. Im Herzen der Städte liegend, waren sie Orte des gelebten Glaubens, des gemeinsamen Gebetes und der menschlichen Begegnung – Topographien des Sakralen. Heute erscheinen sie oftmals als Kunstwerke ästhetischen Genusses, als Touristenattraktionen und als Reminiszenzen vergangener Zeiten.

Der Aufbruch vor dem Aufbruch

Nur noch selten werden Kirchen in den Städten und Dörfern als Orte der Gottesbegegnung und zur Feier gemeinschaftlich vollzogenen Gottesdienstes aufgesucht.¹ Von dieser zukünftig weiter fortschreitenden Situation ausgehend, müssen Kirche und Theologie Wege suchen, die ein Klima des Aufbruchs schaffen, der die Orte des Glaubens revitalisiert. Solche Räume ermöglichen die Beziehung von Menschen zu Gott und die Beziehung der Menschen untereinander. Ein Anknüpfungspunkt dafür könnte das Adventslied *Wir ziehen vor die Tore der Stadt* von G. Schille und M. Schlenker aus dem Jahr 1971 sein.² Es entstand in der Zeit, als man begann, den großen Aufbruch des Zweiten Vaticanums umzusetzen.

- 1 Zahlen und Statistiken zu Gottesdienstbesuch und Kirchenaustritt finden sich in:
http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/Zahlen%20und%20Fakten/Kirchliche%20Statistik/Allgemein_Zahlen_und_Fakten/DBK_Zahlen-und-Fakten2013-14_Internet.pdf (Stand: 10.09.2014).
- 2 *Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch*. Hrsg. Von den (Erz-)Bischöfen Deutschlands und Österreichs und dem Bischof von Bozen-Brixen. Stuttgart 2013, Nr. 225. Die beiden Konstitutionen des Zweiten Vatikanischen Konzils *Lumen gentium* und *Gaudium et Spes* versuchten, eine Kirche „vor den Toren der Stadt“ zu erbauen.

Kirche und Theologie stehen heute vor der unübersehbaren Problematik, dass die vorhandenen topographischen Gegebenheiten kaum mehr als solche verstanden, erkannt und genutzt werden. Diese Tatsache setzt voraus, dass vor der bereits erwähnten Notwendigkeit eines geisterfüllten Aufbruchs zuerst in Kirche und Theologie selbst ein Aufbruch des Geistes geschehen muss. Dieser muss es wagen, sich ganz im Verständnis des pilgernden Gottesvolkes auf den Weg zu machen, vertraute Räume zu verlassen und an fremden Orten die Botschaft der Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes und seiner anbrechenden Königsherrschaft zu verkünden (vgl. Joh 10,16). Diese Ambivalenz des Aufbruchs vor dem Aufbruch findet sich im bereits erwähnten Lied, das unter der Nummer 225 neu ins Gotteslob aufgenommen wurde.

Christus ante portas

„Wir ziehen vor die Tore der Stadt. Der Herr ist nicht mehr fern.
Singt laut, wer eine Stimme hat! Erhebt die Blicke, wer schwach und matt!
Wir ziehen vor die Tore der Stadt und grüßen unseren Herrn.“

Mittelalterliche Städte, Kirchen- und Klosteranlagen waren von Mauern umgeben, die nicht nur einen eigenen Rechtsbereich begrenzten, sondern auch den heiligen Ort vom unheiligen – ganz im Denkschema eines dualistischen Weltverständnisses – abgrenzten.³ Beispielsweise entwickelte sich um die Kathedrale eine *Sakraltopographie*⁴ mit einer ihr eigenen Liturgie. Verbunden durch Prozessionen, waren die vielen Kirchen einer mittelalterlichen Stadt an bestimmten Tagen Ort gottesdienstlicher Stationen.⁵ Kurzum: Das Heilige war Teil der Stadt selbst. Wer zum heiligen Ort wollte, musste aus der Welt des Unreinen aufbrechen, um in den heiligen Bezirk zu gelangen, in der Hoffnung, dort Gnade und Seelenheil zu erlangen. Gottesbegegnung vollzog sich an diesen sakralen Topoi mitten in der Stadt.

Die Gottesdienstbesucherzahlen auf der einen und die Kirchenaustritte auf der anderen Seite lassen fragen, ob den im Stadtbild übriggebliebenen Kirchen nicht ihr innerster Kern fehlt: Menschen; jene Menschen, die eine Begegnung mit dem lebendigen Gott suchen. Fernsehgottesdienste, Internetmessen, Radio-

3 Vgl. E. Isenmann, *Die deutsche Stadt im Mittelalter*. Wien 2012, 605–669.

4 Die Terminologie „Topographie“ meint in diesem Beitrag die Beschreibung und Darstellung geographischer Örtlichkeiten, bzw. auch eine Art Lagebeschreibung. Zudem findet sich das Wort „Sakraltopographie“ in der gängigen Forschung wieder [s. Anm. 3].

5 Vgl. A.A. Häußling, *Mönchs konvent und Eucharistiefeier. Eine Studie über die Messe in der abendländischen Klosterliturgie des frühen Mittelalters und zur Geschichte der Messhäufigkeit* (LQF 58). Münster 1973, 186–202.

übertragungen und vieles mehr verlagern die „Topographie des Sakralen“⁶ vor die Tore der irdischen Gottesstadt.⁷ Daher muss die Kirche diese neuen Topographien im dritten Jahrtausend erkennen und nutzen, denn wenn überhaupt noch Gottesbegegnung stattfindet, dann offensichtlich hauptsächlich vor und außerhalb der Kirchen.

Diesen Schritt kann sie beruhigt gehen, denn es ist doch das besondere Verdienst des Christentums, dass nicht mehr der Tempel konkreter Ort des Rituals ist, sondern die Person Jesu Christi, den Gott als „Sühneort“ eingesetzt hat (Röm 3,25). In Christus ist die Topographie des Sakralen personalisiert. In der Versammlung der Glaubenden im Geist des Aufbruchs verkörpert sich die Kirche (vgl. 1 Kor 3,16–17). Der heilige Raum der Kathedrale, der Pfarrkirche oder der Klosterkirche ist nicht aus sich selbst heiliger Raum. Nach A. Angenendt konstituiert sich dieser durch den dort gefeierten Gottesdienst und durch die zum Gebet versammelten Menschen.⁸ Im *Erheben der Blicke*, im *lauten Singen* der Heilstaten Gottes und im vertrauensvollen Gehen mit dem Herrn durch die Zeit kann die Kirche Gottes vor die eigenen Mauern gelangen. Dort geschieht Begegnung und *Begrüßung* des zuerst fehlenden und dann wiederkehrenden Herrn der Geschichte. Nur von dort aus kann im Aufbruch ein Aufbruch geschehen: „Wir ziehen vor die Tore der Stadt und grüßen unseren Herrn.“

Die Notwendigkeit der Utopie

„Er ist entschlossen, Wege zu gehen, die keiner sich getraut.
Er wird zu den Verstoßenen stehn, wird nicht nach anderer Urteil sehn.
Er ist entschlossen, Wege zu gehen, vor denen allen graut.“

Für den französischen Jesuiten Michel de Certeau beginnt das Christentum mit einem *Gründungsverschwinden* und einem *Verlust*. Es ist der Verlust des Leichnams Jesu am Ostermorgen. Angesichts dieses großen Verlustes ruft Maria Magdalena in suchender Liebe dem vermeintlichen Gärtner zu: „Man hat meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin man ihn gelegt hat“ (Joh 20,13). Nach dem Erlösungswerk am Kreuz und in der Auferstehung Jesu manifestiert sich eine *Utopie*⁹. Die Trauer der Maria von Magdala hat einen Nicht-Ort, hat also keinen Ort mehr. Der Tübinger Liturgiewissenschaftler A. Odenthal folgert mit J. Wohlmuth, dass wegen des Fehlens Christi in seiner Kirche Gottesdienst gefeiert werden muss,

6 A. Odenthal, *Topographien des Sakralen*, in: Diakonia 45 (2014), 81–87.

7 Vgl. S. Böntert, *Gottesdienste im Internet. Perspektiven eines Dialogs zwischen Internet und Liturgie*. Stuttgart 2005.

8 Vgl. A. Angenendt, *Offertorium. Das mittelalterliche Meßopfer* (LQF 101). Münster 2013, 129–133.

9 Utopie meint einen als unausführlich geltenden Plan, eine Idee oder ein Wunschbild, eine als unmöglich erscheinende Zukunftschance: einen Nicht-Ort.

denn „Eucharistie schon feiern zu können, ist eine hohe Berufung der Gemeinde; sie noch feiern zu müssen, verweist auf die noch ausstehende Vollendung“¹⁰. Michel de Certeau attestiert einen Bruch, der zur *Utopie* – zur Ortlosigkeit des Christentums – wird, wenn er schreibt: „Zwischen dem Wort des Evangeliums, auf das der Glaubende antwortet, und seiner Antwort besteht Distanz, keine Korrespondenz. Die erste Form des Bruchs. Heute wie gestern und vorgestern eine Prüfung für den Christen, der sich durch sein einmalig gegebenes Wort engagiert hat. So kamen seinerzeit mutige, treue Frauen am frühen Morgen, um zu sehen, wo Jesus sich befinden *sollte*, hingelegt als ein Objekt und ein Zeichen; sie entdeckten das *leere* Grab und wurden von Schrecken erfasst (Mk 16,5–7). Welchen Christen hat eine solche Leere noch nicht mit Furcht und Schrecken erfüllt?“¹¹ Es ist das *Fascinosum* und zugleich das *Tremendum* der Ortlosigkeit des Christentums. Nimmt man die zweite Strophe des Adventsliedes ernst, dann kann der Auferstandene seine Kirche aus der Ortlosigkeit herausführen. Mehr noch: Die Kirche wird in der Nachfolge Christi von ihrem Herrn aus der Utopie geführt, wenn sie im Vertrauen jene Wege beschreitet, die sich niemand getraut zu gehen; jene *entschlossenen Wege* Jesu, vor denen der Kirche und ihren Leitungsgremien oftmals graut, weil sie das „Haus voll Glorie“ verlassen und den Anfangspunkt der Menschwerdung – die Krippe im Stall zu Bethlehem – und den Anfangspunkt der Erlösung – den Stamm des Kreuzes – tangieren. Der entschlossene Weg Jesu führt zu den Verstoßenen, den Armen, den Leidenden, den Kranken und den Verfolgten. Diese Schwestern und Brüder findet die Kirche Jesu Christi gerade außerhalb ihrer Mauern, auch außerhalb der Sicherheit. Gottesbegegnung in der Menschenbegegnung findet heute mehr und mehr ihren Raum vor den Kirchentoren. Dort geschieht Heil, Heilung und Heiligung.

Extra ecclesia salus est

„Er ruft uns vor die Tore der Welt. Denn draußen wird er sein, der draußen eine Krippe wählt und draußen stirbt auf dem Schädefeld. Er ruft uns vor die Tore der Welt: Steht für die draußen ein.“

Es ist bemerkenswert: *Vor den Toren der Stadt* spricht Jesus mit einer andersgläubigen Frau am Jakobusbrunnen (Joh 4,1–42). *Vor den Toren der Stadt* wird Christus gekreuzigt, und es vollzieht sich Erlösung für die Welt – für alle. *Vor den Toren der Stadt* begegnet der Auferstandene den Hoffnungslosen und Traurigen auf dem

10 J. Wohlmuth, *Jesu Weg – unser Weg. Kleine mystagogische Christologie*. Würzburg 1992, 129.
Gefunden in: A. Odenthal, *Topographien des Sakralen*, 84 [s. Anm. 6].

11 M. de Certeau, *Glaubens-Schwachheit*, in: L. Giard (Hrsg.), *Religionskulturen*. Stuttgart 2009, 52.

Weg nach Emmaus (Lk 24,13–35). Im „Draußen“ eröffnet sich für die Kirche eine diakonische Perspektive, die sich im gottesdienstlichen und sozialen Ereignis verwirklicht und zum wahren Aufbruch des Geistes werden kann. Stadt- und Kirchengrenzen werden gesprengt und überschritten, wenn es um die Erlösung und um das Heil geht. Christi Tod ist für alle! Daher kann Gottes Heil vom Kreuz her universal gedacht und im liturgischen Tun und der mitmenschlichen Tat realisiert werden. In diesem Bewusstsein stellen die Kirchen und Klöster unserer Städte Topoi der Kontrafaktizität dar, indem sie im schnelllebigen und hektischen Stadttreiben Orte der Ruhe sind und doch zugleich selbst vom Geist zum Aufbruch vor die eigenen Portale getrieben werden, weil sie wissen: *Vor den Toren der Welt* findet sich Gott. Im Gerufen-Werden und im Hören auf sein Wort bleibt der Kirche und ihren Gliedern im 21. Jh. nichts anderes übrig, als eine Radikalität, wie sie in der dritten Strophe des Adventsliedes ausgedrückt ist, zum Proprium allen Aufbruchs zu machen: Liturgie, Martyria und Diakonie müssen selbst *utopisch* werden, müssen in die Utopie – in die Nicht-Orte – der Topographie des Sakralen im 21. Jh. hinausgehen. Unsere Gemeinden müssen die Not der Ortlosigkeit und Entwurzelung der Menschen im Heute, innerhalb und außerhalb der eigenen Tore, in ihrer Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit sehen lernen. Kirche muss diese teilen und dazu aufbrechen, Sehnsucht zu stillen, Heimat zu geben und Geborgenheit zu schenken. Es bedarf einer neuen Verortung der Gesamtkirche, die sich im Aufbruch der vom Geist erfüllten Kirche Jesu Christi vollziehen muss, im Kern des christlichen Glaubens, der sich von daher als ein Geschenkter zu verstehen weiß, weil der Geist es ist, der lebendig macht (Joh 6,63). Gerade die Sünderin und Auferstehungszeugin Maria von Magdala kann in ihrer Sehnsucht und in ihrem Erlebten Vorbild und Mahnung für die aufbrechende Kirche sein, denn: Wo suchen wir unseren Herrn?